

Die Konferenz, die vom 10.-13. Dezember in Budapest stattfand, wurde geplant, organisiert und durchgeführt von Angela Eder (*Kakanien revisited*), Wladimir Fischer (Univ. Wien, *Spaces of Identity*), Annette Höslinger-Finck (*Kakanien revisited*), Amália Kerekes (ELTE Budapest), Nadežda Kinsky (*Kakanien revisited*), Peter Plener (*Kakanien revisited*, Univ. Wien, ELTE Budapest), Béla Rásky (ASRLO Budapest) und Ursula Reber (*Kakanien revisited*).

1 www.kakanien.ac.at/home
(Hervorh. v. den Verf.).

2 Besonderer Dank gilt hier dem Hauptsponsor ASRLO Budapest, das in Béla Ráskys Person außerdem auch für alle wissenschaftlichen Fragen, Entscheidungsprozesse und organisatorische Probleme tatkräftig und mit unschätzbarem Know-How zur Seite stand. Für Unterstützung und Sponsoring danken wir außerdem dem ASRLO Sofia, der Aktion Österreich-Ungarn und dem österreichisch-ungarischen Kulturforum.

3 Cf. dazu den Beitrag v. Eliza Eranus, Sarolta Láng und László Letenyi sowie denjenigen von Claudia Aguilar.

4 Ein in vielerlei Hinsicht interessantes Experiment wurde in Ungarn von SoziologInnen mit <http://www.wiw.hu> gestartet: Der Zugang ist exklusiv insofern, als er nur über Einladung einer Person erfolgen kann, die bereits Teil dieses »Netz« ist. Hat man selbst Zugang, kann man unter den Registrierten persönlich bekannte Personen suchen (die die Bekanntheit ihrerseits bestätigen müssen), neue Leute zur Teilnahme einladen, die verschiedenen personalen Konstellationen und Bekanntheitsgrade grafisch darstellen lassen, und inzwischen kann man sich auch schon über ein Online-Forum zu diversen Themen austauschen, intern e-Mails versenden etc. Am interessantesten ist in erster Linie die Programmierung der Applikation (auf deren Basis erst persönliche Netzwerke nachvollzogen werden können) und die Möglichkeit der Abbildung unterschiedlicher Vernetzungsgrade.

»Kakanien revisited« ist eine Plattform für interdisziplinäre Forschung im Bereich Mittel-Ost- bzw. Zentraleuropa; es handelt sich um ein vom bm:bwk und der Universität Wien gefördertes *Vernetzungs*-Projekt als Raum des Austausches und der Stimmenvielfalt von gestern und heute, das insbesondere auch ForscherInnen in den MOE-Staaten zur Verfügung stehen soll.¹

So lautet der erste Abschnitt der Selbstrepräsentation des maßgeblich an der Organisation der Konferenz *NetCultureScience – NetzKulturWissenschaft* beteiligten Projektes *Kakanien revisited*. Nicht zuletzt das Interesse an der eigenen Tätigkeit sowie die Erfahrungen mit den steten Verlagerungen und Veränderungen in den Prozessen der »Vernetzung« – der Herausbildung zeitweise aktionsstarker Zentren, dem Aufkommen simultaner Ideen, den Tücken des Informationsaustausches und des Aufkommens von Dead-Ends, über die keine Informationen hinausgelangen konnten etc. – führte zu Idee, Konzeption und Durchführung dieser Konferenz. Die Interessen trafen sich mit denjenigen des *ASRLO Budapest*² und des Webjournals *Spaces of Identity*, die sich gemeinsam mit *Kakanien revisited* der Planung widmeten.

»Netzwerke« sind im Grunde genommen eine Metapher, die aus der Physik und den technologischen Wissenschaften stammt und von den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften übernommen sowie zu einem zentralen Begriff umgebildet wurde. In der Soziologie, v.a. in Nordamerika, wird der Begriff seit den späten 1950er Jahren verwendet, und die politische Metaphorik kennt einen ähnlichen Ausdruck bereits seit den späten 1920er Jahren. Die Sozialwissenschaften scheinen in ihrer Anwendung der Begriffe »Netzwerk«, »Vernetzung« etc. den naturwissenschaftlichen Parametern weit näher zu stehen³ als die Geistes- und Kulturwissenschaften, von denen die InitiatorInnen der Konferenz herkommen. Unter anderem könnte das daran liegen, dass in der Soziologie Untersuchungssamples und deren Auswertung eine große Rolle spielen, besonders in der quantitativen Sozialforschung, die schon methodisch enger mit den Naturwissenschaften verschwistert ist.⁴ Diese Samples bedingen einerseits eine umfangreiche Menge an Daten, die zunächst gesammelt werden müssen, und andererseits legen die Visualisierungsformen als Teil ihrer Auswertung Gesetzmäßigkeiten nahe. Die Crux dieser Arbeitsweise liegt klarerweise sowohl in der Prämisse als auch in der erwarteten Folgerung: Im Falle der Zusammenstellung v.a. eines nicht-historischen Samples (Netzwerkmethoden werden v.a. in der Anthropologie, Ethnologie und andererseits in den Sozialwissenschaften, die sich mit Gegenwartsphänomenen wie v.a. Globalisierungstendenzen beschäftigen, angewendet) erfordert in der jeder Sammlung und Auswertung vorangehenden Ausarbeitung von Fragen, Interessen und Programmen eine zielgerichtete Strategie. Die Diskursanalyse eines Michel Foucault oder das Mapping von Deleuze/Guattari u.a.m. geben zwar hervorragende Beispiele an die Hand, mit dem provozierten Zufall zu arbeiten – d.h. entgegen üblicher Kausalitäts- und Kontinuitätsprinzipien Andersartiges zu verknüpfen und zu Ergebnissen zu führen, wie dies bspw. von Sylke Kirschnik in ihrem Vortrag angewandt wurde –, doch sind aller Wahrscheinlichkeit nach die solchen Arbeitsweisen inhärenten Gefahren, entweder zu keinen oder sehr abgelegenen Ergebnissen zu kommen, für den Wissenschaftsbetrieb und den Publikationsmarkt viel zu hoch, um sie konsequent durchzuhalten. So muss davon ausgegangen werden, dass die Wichtigkeiten, die bspw. Fragen nach der Nationalität (Claudia Aguilar) oder des Geschlechts (Alexandra Millner) für die Herausbildung und Stabilität von Netzwerken einer *Erwartungshaltung* und *Strategie* der ForscherInnen entspricht, die zusammen genommen mehr oder weniger direkt zu den gewünschten Ergebnissen führen. So wirken auch die Gesetzmäßigkeiten, die Bäume, Grafen, kristallinen Strukturen, die einerseits in der Visualisierung den Verbindungen des Netzes entstehen, und die Ordnung, die sich hinter ihnen erahnen oder in Formeln errechnen lässt, verführerisch mit Blick auf die Schlussfolgerungen. Dass im derzeitigen, Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften umfassenden Diskurs die Ausformulierung von Gesetzmäßigkeiten nicht unbedingt üblich ist und dem Zeitgeist entspricht, muss umgekehrt wiederum nicht heißen, dass diese falsch wären oder keine Entsprechung im Geschehen in realen Netzwerken hätten. Die Naturwissenschaften scheuen sich, auch wenn sie mit Revisionen der Revisionen und insofern einem notwendigen Augenzwinkern zu Werke gehen (János Kertész) weniger vor der Auffindung und Ausformulierung von Gesetzen.

5 Cf. Barabási, Albert-László: *Linked. The New Science of Networks*. Cambridge/Mass.: Perseus 2002.

6 Den Schlüssel zum Verständnis der »natürlichen Netzwerke« fand Barabási, als er die typische Zahl von Verbindungen zu bestimmen versuchte, die ein beliebiger Knoten besitzt, d.h. die sog. »Skala« des Netzwerks. Das Ergebnis war: Eine solche Skala existiert nicht. Denn es gilt ein mathematisches Gesetz, wonach es wenige Knoten mit sehr vielen Verbindungen gibt – die »Zentren« – und eine wachsende Zahl von Knoten mit immer weniger Verbindungen. Dies ist die Skalenfreiheit »natürlicher Netzwerke«.

7 Cf. Bolter, J.D.: *Writing Space: The Computer, Hypertext, and the History of Writing*. Hillsdale/NJ: Lawrence Erlbaum Ass. 1991; Bruner, J.: *Actual Minds, Possible Worlds*. Cambridge/Mass.: Harvard UP 1986; Bush, V.: *As We May Think*. In: Nyce, J.M. / Kahn, P. (Hg): *From Memex to Hypertext: Vannevar Bush and the Mind's Machine*. San Diego: Academic Pr. 1991; einen Überblick gewährt: Snyder, Ilana: *Hypertext. The Electronic Labyrinth*. New York: New York UP 1997.

8 Auszug aus der Panelbeschreibung von Karin Harrasser, Florian Oberhuber, Else Rieger, Holger Schulze, Anton Tantner und Veronika Wöhrer.

Einem momentan aktuellen Forschungsstand zum Komplex der Netzwerke⁵ zufolge entstehen diese nicht unbedingt zufällig (*randomized*), sondern exakt bestimmbar. Kräfteverhältnissen (*power laws*) folgend, d.h. dass man es v.a. mit skalenfreien Netzwerken (*free-scale-networks*) zu tun hat.⁶ Eine entscheidende Schlussfolgerung weist in die Richtung, dass Netzwerke weder demokratisch noch anarchisch sein können, was in akutem Widerspruch zu traditionsreichen Theorien der Netzwerkmedien, die sich v.a. in Beziehung zum Poststrukturalismus setzen, steht und Ansätze der radikalen Demokratie des Lesens, Erzählens, Schreibens am Internet bspw. in den Bereich der Utopie verweist.⁷ Hinzu kommt, dass Netzwerke unter verschiedensten Aspekten (Aufbau, Partizipation, Wahrnehmung etc.) eine spezifische Kulturtechnik der Moderne darstellen. *Networks* mit ihren *Hubs* und *Links*, abseits jeder Idee einer durchsetzbaren Zentralisierung, kommen spätestens an diesem Punkt mit der Rede von den Medienverbänden zusammen, und hier sind – zur Verblüffung wohl vieler – plötzlich erneut die Geistes-, Sozial und KulturwissenschaftlerInnen gefordert, denn diese können über jene Aspekte reden und Interessenslagen diversifizieren, die den Naturwissenschaftlern (von sehr seltenen Ausnahmen abgesehen) zu formulieren nur höchst bedingt möglich ist: Macht, Kapital, Eliten.

Während in den Geistes- und Kulturwissenschaften – neben avancierten Ansätzen – immer wieder die simple Gleichsetzung *Vernetzung = Kontakt + Austausch* anzutreffen ist, bemühen sich viele SozialwissenschaftlerInnen um eine Untersuchung der netzwerkspezifischen Qualitäten von Knoten unter Betrachtung synchroner und diachroner Aspekte, so dass im Gegensatz zum reinen Schaltkreis ein dynamisches Gefüge erkennbar wird. Keineswegs soll hier einem Primat der Natur- und Sozialwissenschaften das Wort geredet werden, unbestreitbar scheint jedoch, dass in diesen Forschungsbereichen ein durchaus stringenter (wenngleich auch häufig naiver) Umgang mit den fraglichen Begriffen und deren Umsetzung gegeben ist. Ob das nun auf die Geistes- und Kulturwissenschaften umzusetzen ist, ob sich überhaupt eine entsprechende Forderung stellen lässt, erscheint zunächst einmal fraglich. Wie oben angedeutet, gibt es in den Diskursen der letztgenannten Disziplinen spezifische Potenziale und Qualitäten (wie auch umgekehrt – und es spricht absolut alles für eine Erhaltung dieser Differenzen; gleichzeitig muss es aber auch um Erweiterung gehen können).

Ein weiterer Anknüpfungspunkt zwischen Natur- und Sozialwissenschaften einerseits, wie Geistes- und Kulturwissenschaften andererseits scheint mit der Frage nach der Funktionalität der notwendigerweise gegebenen Kommunikationsfähigkeit von Netzwerken vorhanden zu sein: Sowohl die gesprochene wie auch geschriebene Sprache, Polyvalenzen, Dekodierung etc. bieten durchaus Hebel, anhand derer sich eine notwendige Ergänzung zu Verfahren der Quantifizierung des Samples ansetzen ließe. Dass Netzwerke zur Dynamisierung und Hierarchisierung tendieren, dürfte sich häufig zeigen, und auch, dass dies wahrscheinlich spezifischen Gesetzmäßigkeiten folgt. Doch welche Qualitäten weisen die kommunikativen Aspekte auf, gibt es hier eine wechselseitige Bedingtheit von Vernetzungsspezifika und kommunikativen Qualitäten zu beobachten, kann das eine ohne das andere existieren – zumindest solange man im Bereich annähernd menschlicher Grenzen bleibt? Dass andererseits Netzwerke nicht nur auf personaler und menschlicher Basis verharren, sondern ebenso Artefakte, Situationen und Bedeutungen in ihrem Transfer umfassen, war eines der wesentlichen Anliegen des Panels *Denken und handeln in Netzwerken: Über Mediologie* (cf. insbes. Holger Schulze):

Die von Régis Debray angeregte Nicht-Disziplin der Mediologie versteht das Verhältnis von organisierter Materie und materialisierter Organisation als konstitutiv für die Formen des Zusammenlebens in einer Gesellschaft. Das »Netzwerk« als ideales Konstrukt ahierarchischer, demokratischer Kommunikation und als technischer wie sozialer Realität ist ein Medium in genau diesem doppelten Sinn: Es ermöglicht materielle wie immaterielle Übertragungsphänomene, die Debray als Transmissionen bezeichnet. Der Transport von Dingen, Menschen und Ideen durch Raum (Logistik, Kommunikation) und Zeit (Gedächtnispolitik) wiederum schafft das Milieu kollektiven wie individuellen Handelns.⁸

Am sinnvollsten erschiene zum gegenwärtigen Zeitpunkt, im Sinne einer kritischen Ergänzung zu arbeiten, d.h. die transdisziplinären Ansätze der Kulturwissenschaften im Sinne eines dann zunächst interdisziplinär zu verstehenden Vorgehens gegen die Ergebnisse der Natur- und Sozialwissenschaften zu halten, soz. das eine durch das andere hindurchscheinen zu lassen. Denn wie sonst könnte man sich Problemen wie den folgenden annähern: Die Entstehung von Netzwerken und ihre divergente Ausbildung von horizontalen und vertikalen Strukturen,

9 Auf dieser Seite sind alle zur Publikation eingereichten Beiträge der KonferenzteilnehmerInnen zu finden, ergänzt durch weiterführende Texte und Beiträge von vorgesehenen Teilnehmern, die zum Konferenzzeitpunkt verhindert waren.

d.h. die Selbstorganisations- und die Organisationsformen in ihrer Widerspiegelung von Machtverhältnissen sind zu untersuchen. Fraglich bleibt jedesmal neu, wie man diese Vernetzungen abbilden sollte – mittels Grafen oder »Bäumen«, mittels Beschreibungen oder dreidimensionalen Wiedergaben, wobei sich stets die Frage stellt, wie viele Grade der Vernetzung überhaupt darstellbar sind. In Abhängigkeit dieser Architekturen – die visuelle Abbildung wird wohl immer ein Leitmotiv bleiben, die eklatante Vieldimensionalität dieser Gebilde erinnert produktiv und leitmotivisch an »Welten« und Architekturen – ist danach zu fragen, welche Dynamiken in Netzwerken möglich sind und woraus sich diese speisen bzw. welche Grenzen ihnen gesetzt sind (welche Rolle spielen hierbei Parameter wie Kommunikationsfähigkeit, Wissen, Identität etc.). Auch die Gesetzmäßigkeiten selbst und die Qualitäten komplexer Netzwerke stehen zur Diskussion. Über das erneute Hilfsmittel der Visualisierung zeigt die *animierte* Abbildung, dass neben den vermuteten Gesetzmäßigkeiten auch andere Faktoren eine Rolle spielen können im Gebilde dieses *flow* und *flux*. Vor allem in der Untersuchung menschlicher Netzwerke ist nach dem Aus- und Einschlussprinzip zu fragen, auch danach, ob der Nutz(nie-ß)er eines Netzwerkes zugleich »Aktant« ist. Gesetzt den Fall, dass es Residuen der Machtfreiheit gibt, bleiben die möglichen Unterschiede zwischen empathisch-demokratischen und rein (ökonomisch) funktionablen, hierarchischen Netzwerken zu untersuchen bzw. die Streumechanismen solcher Residuen gegenüber Zentralisierungs- und Peripheralisierungsrichtungen innerhalb eines einzigen Netzwerkes. Auch für die Frage, ob es bestimmte »Orte«, an denen besonders häufig und günstig (neue) »Links« platziert und (weiterführende) Verbindungen gestiftet werden, gibt, spielen der Charakter und die Steuerung oder Streuungen innerhalb dieser Links eine nicht unerhebliche Rolle.

Die hier zu versammelnden Konferenzbeiträge⁹ decken ein breites Spektrum dieser und noch anderer Fragen, die hier ungestellt blieben, ab – und spiegeln ein ebenso weit gespanntes Spektrum an wissenschaftlichen Zugängen zum Begriff »Netzwerk« wider. Ob die Wahrnehmung von Vernetzungsqualitäten ein Phänomen der Moderne oder Postmoderne sei, dieser Unterstellung, die oben geäußert wurde, wird hier gleichfalls eine Antwort erteilt: Bei etwa 50% der Beiträge handelt es sich um historische Fallstudien, die vom Netzwerk der habsburgischen Druckpolitik (Johannes Frimmel) und Übersetzungsnetzwerken des 16. Jahrhunderts (András Balogh) über frühneuzeitliche Patronagenetzwerke (Gabriele Jancke), das Netzwerk der Romantik(erInnen) (Magdolna Orosz), die romantischen Jugend-Nationalbewegungen in Serbien (Tatjana Marković) bis zu österreichisch-ungarischen Wissensnetzwerken in ihrer Entwicklung vom 19. bis zum 21. Jahrhundert (Kristóf Nyíri) und genderspezifischen Netzwerken österreichischer SchriftstellerInnen des 20. Jahrhunderts (Alexandra Millner) reichen. Die Fragen, die sich die AutorInnen hierbei stellten, sind divergent: Während Kristóf Nyíri einen Überblick über *randomized phenomena* innerhalb der zwangsweise verbrüdereten Völker und geografischen Nachbarn gibt und die teilweise sehr verschlungenen Pfade des Informationsflusses darstellt, der als »gestörte, aber immerhin vorhandene Kommunikation« zwischen Österreich und Ungarn/Österreich-Ungarn bezeichnet werden kann, stellten sich Tatjana Marković und Alexandra Millner sehr konkrete und personalisierte Fragen: Wer – welche Person – war in welcher Gruppe Mitglied und somit imstande, Verbindungen zwischen diesen zu stiften; von wem, wo und zu welcher Zeit wurde welches Konzert oder welche Lesung u.Ä. organisiert, wer stiftete oder besuchte das Ereignis – all dies ist für den Wachstums- und Streuprozess eines Netzwerkes von ebenso großer Bedeutung, wie die Art der Informationen und die Aktanten-Intentionen, die vermittelt wurden oder zumindest werden sollten. Netzwerktheorie wird hier zu einer detailgenauen Kommunikationstheorie, in der die einzelnen AkteurInnen als Informationsträger und -einheiten begriffen werden, unter der Prämisse, dass Information nicht nur übermittelt oder gewonnen werden will, sondern dass – ein anderer Teil der »Welt als Text« – buchstäblich alles Information sein kann. Die Perspektive der *Nutznießer* und der *Bildner* von Netzwerken rangiert folglich an oberster Stelle.

Die andere Hälfte der Beiträge beschäftigt sich mit diversen – technologischen, ästhetischen, gesellschaftswissenschaftlichen, politischen, medientheoretischen, philosophischen etc. – Fragen und Fällen gegenwärtiger Netzwerke. In der Abfolge der Vorträge bei der Konferenz selbst gab Marc Ries mit seiner *Ontologie des Virtuellen*, die einerseits einem spezifischen Wahrnehmungs- und Raumkonzept der Simultaneisierungsmaschine Internet folgte und andererseits immer wieder auf die besonderen Potenziale der machtfreien Residuen, dem Ideal eines

»Miteinander« und auf die besonderen Fähigkeiten, die der Raum des Virtuellen (auch in seiner Übertragung) nicht nur an die Nutzer-, sondern auch an die BildnerInnen von Netzwerken stellt, verwies, einen Markstein für die »ästhetisch« und »philosophisch« ausgerichteten Fragestellungen ab.

In einem neuen ungarischen Märchenbuch muss sich »Onkel Emil« in seiner höchst märchenhaften Physikalität ins Internet einquartieren, um den fließenden E-Mailverkehr zu sichern. In einer etwas anders proportionierten Ernsthaftigkeit taucht dieses Motiv auch im Fall der kulturgeschichtlich bzw. literaturwissenschaftlich angelegten Vorträge der Konferenz auf. Die Personalisierung der Netzwerkgestaltung stellt das Problem der zentripetalen und zentrifugalen Bewegungen in ein neues Licht: Die Phänomene des Kulturtransfers und der Gruppenbildung werden auf die Frage des Verhältnisses von Multiplexität und Solidarität hin untersucht, wobei sich die allgemeiner gefassten und gegenläufigen Einsichten ergeben, dass einerseits die zunehmende Komplexität der Netzwerke die Lockerung der Verbindung unter den einzelnen Knotenpunkten bewirkt (Alexandra Millner), andererseits die stark zentrierten Netzwerke ihren Netzwerkcharakter mit der Zeit verlieren können (Donald Daviau).

Zieht man auch das belletristische Pendant der kulturellen Netze in Betracht, so ist v.a. dem Problem der *Gleichzeitigkeit* Rechnung zu tragen: Der personalen Fluktuation lässt sich die mehrfache Definiertheit einzelner textueller Knotenpunkte zur Seite zu stellen, wobei die mit dem allmählichen Ausbau der Textbezüge erzielte Multidimensionalität das Verstehen an sich problematisch macht. Das Problem der Unverständlichkeit meldet sich nicht zuletzt bei solchen Systemen, die gerade durch die Behauptung der Flexibilität und Offenheit ihrer einzelnen Knotenpunkte Anspruch auf Universalität erheben (Magdolna Orosz).

Diese Art Beweglichkeit mit ihren Leerstellen und blinden Flecken wird in zwei wesentliche Richtungen geöffnet: Zum einen geht es um das Problem des hermeneutischen, vorstrukturellen Gehalts der Kognition, der jenseits der Repräsentationsformen zu verorten ist und insgesamt die Darstellbarkeit der Erkenntnismechanismen hinterfragt (Dimitri Ginev). Dass das Netzwerk der Erkenntnisprozesse gerade als *rhizomatische Synchronizität* vorzustellen ist, mündet zum anderen in die Diskussion der räumlichen und zeitlichen Bewandnis der Deleuze'schen Rhizomatik. Eine wesentliche Einsicht, die sich ergibt, besteht darin, dass der zeitliche Aspekt des Begriffs »Rhizom« stärker zu beachten ist. Stephen Kovats erhebt den Aspekt der Zeitlichkeit und Zeitweiligkeit mit den »Unstable Media« zum Programm und stellt künstlerisch-philosophische Herangehensweisen an die Spezifika der Medien (und ihrer Dauer) und ihrer Verknüpfungsmöglichkeiten dar. Im Zusammenhang von literarischen Fallstudien ergibt sich, dass die Zeitweiligkeit der Knotenpunkte in der Lektüre (Marcus Reisenleitner) und die Geschichtslosigkeit bzw. die problematische zeitliche Zuordnung ihrer Verbindungen (Katalin Teller) erwogen werden sollten. Das Konzept des »Zufalls«, auch in dem Sinne, dass »Rhizom machen« Wesen und Dingen zufällt, rekurriert *per se* auf Beobachtungsgabe, auf den Blick, der sich erlaubt, die Non-Struktur – insofern die Struktur mit Generativem und hierarchisch Visualisiertem/Begriffenem zu tun hat – zu sehen. Diese Merkmale des primär zeitlichen und sekundär örtlichen Auftauchens, der Serienbildung, der Unähnlichkeit und Ungenauigkeit, des Substitutiven, die dem Rhizom nach Deleuze/Guattari zukommen, machen das Konzept offenbar in der Applikation auf Kunst-Werke attraktiver und einfacher, obwohl das Autorenduo aus einer Nachbardisziplin der Medizin, der Psychologie (in Kombination mit Philosophie) heraus spricht und seine Beispiele v.a. auch in der Biologie findet. Die Aufmerksamkeit des analytischen Blicks, die hier verlangt wird, zeichnet keine Gesetze, sondern eher Phänomene, trennt keine Individuen, sondern findet allenthalben Individuen als (ungesteuerte) Prozessualitäten. Aus diesem Ansatz heraus kann zu den Natur-, Kultur- und Sozialwissenschaften in ihrer nahezu ausschließlichen Versessenheit auf mehr oder minder lineare und binär funktionierende Machtstrukturen (jedes der Worte des Kompositums wiegt hier gleich viel), Identitäten und Othering-Prozesse kaum eine Brücke geschlagen werden. Ob hierfür die Methode wiederum zu Recht ein Residuum v.a. der Geisteswissenschaften und Künste geworden zu sein sich behaupten lässt, entspringe einer gewissen Schadenfreude einer Sicht auf die Welt gegenüber einer anderen und muss sich ebenso in Frage stellen lassen, wie eine Welt voller Hierarchien bildender Gesetzmäßigkeiten.

Ohne Bezug auf Deleuze, jedoch auf Borges, liefert Bettina Twrsnick eine utopisch anmutende Kartografierung der »Bibliothek« als einem Ort des zwar klassifizierenden, jedoch nicht hierarchisierenden Verfahrens der Archivierung, die es erlaubt, unterschiedlichste Wissensgebiete zueinander zu führen. Diese quasi-rhizomatische Struktur der Bibliothek spiegelt sich

10 Ähnliche Beobachtungen werden von fast allen, die aus der Perspektive der Bildner verhältnismäßig komplexer neuerer Netzwerke berichten, die eine große geografische und/oder soziale Reichweite benötigen, gemacht. So bspw. Michael Stanzer, Raimund Minichbauer, Brigitte Winkler-Komar, Johanna Laakso, Tzvetia Sofronieva, Bettina Twrsnick, Emilia Ilieva, Anelia Kasabova-Dintcheva, Claudia Preschl und Veronika Zangl. Hingegen scheint bei der Untersuchung vergleichbarer historischer Netzwerke der Faktor der »Anlaufschwierigkeiten« nicht mehr so offensichtlich.

auch in ihrem Soziogramm wieder, das anhand der *Phantastischen Bibliothek Wetzlar* mit Aktivitäten der Wissenswahrung und -vermittlung, der Unterhaltung, des Kulturtransfers etc. anschaulich zur Sprache kommt.

Die Frage nach den Agenten in kulturellen Netzen sowie das Problem von Teilnehmen und Beobachten, Lokalität und Universalität wird von Stefan Krammer, Wolfgang Straub und Sabine Zelger komprimiert am Beispiel der Staatstheorien im 19. Jahrhundert untersucht. Diese holistischen Entwürfe zeigen sehr deutlich, welche interpretatorischen Probleme das Konzept eines »Gegenentwurfs« und eines »abstrakten Systems« sowie überhaupt das Einhalten in der Dynamik der Netze bedeuten kann. Die Frage, wie man den Stellenwert eines Gegenkonzeptes bestimmen kann, wo die Verwurzelung explizit geleugnet wird oder das Grundkonzept schier unermesslich ist, da damit das komplexe Netz der Gesellschaft gemeint ist, weist auf die definitorischen Herausforderungen bei der Bestimmung der zeitlichen und räumlichen Verankerung von Netzwerken hin und problematisiert die gleichzeitige Teilhabe an verschiedenen Netzwerken.

Ähnliches problematisierte ein gesamtes Panel zu wissenschaftlich-künstlerischen Netzwerken. Agenten in solchen aktiv ins Leben gerufenen Netzwerken machen die Erfahrung, dass dieses sich nur schwer oder gar nicht steuern lässt. Zwar hängt dies weniger mit »der Gesellschaft« als vielmehr mit einer Teilgesellschaft, einer interessensgebundenen und problemorientierten *scientific* und *artistic community* zusammen, doch zeigt sich hier parallel zum Staatskonzept das Problem von Dynamik und Stasis. Die Konfrontation mit einzelnen und vielschichtigen Individuen und ihren Wünschen, Interessen, Bedürfnissen, die bewusst gebündelt und auf einer Art von größtem möglichem Konsens befriedigt werden sollen, hindert gerade das Aufkommen von Dynamik und hält das Netzwerk auf einem Minimal- oder sogar *status nascendi* fest.¹⁰ Hierbei ist eher von »Interessengemeinschaft«, »Arbeitskreis«, »Verein« o.Ä. zu reden, als von einem Netzwerk, das auch den unkontrollierten und »spontanen« Informationsfluss sowie die Tendenz zur Ausweitung, Veränderung und zum »Wandern« erlaubt.

Für den großen Teil der – grob gesprochen sozialwissenschaftlich orientierten – Beiträge lieferte wiederum bei der Konferenz selbst Saskia Sassen mit *Electronic Markets and Activist Networks: The Weight of Social Logics in Digital Formations* Leitmotiv und Stoßrichtung für Beiträge und Diskussionen, die sich der Funktion und Wirkung der sozialen Logik im globalen Kapitalmarkt sowie in Netzwerken global agierender politischer Aktivisten widmet. Sie erkennt die transformative Wirkung von Computertechnologien und dadurch entstehende Möglichkeiten der Kommunikation und Vernetzung, aber auch die Grenzen derselben – und dass die Wirkung in verschiedenen sozialen Formationen sehr unterschiedlich ausfallen (im Fall von Finanzmärkten: internationale Vernetzung und die Ausweitung der Teilnehmer zu Machtverteilung bei gleichzeitiger höherer zentraler Kontrolle; im Fall von Aktivisten: lokal und regional unabhängige Vernetzung unter Umgehung von bestehenden Machtgefügen und Schaffung eines transnationalen öffentlichen Raums). Funktion und Wirkung von Technologien der Machtverteilung werden von anderen, von den Netzwerken selbst ausgehenden Mechanismen weitgehend beeinflusst. »Vernetzung« bedeutet im selben Rahmen keineswegs unbedingt *Machtverteilung*, sondern kann ganz im Gegenteil auch in *Machtkonzentration* resultieren. Die soziale Logik steuert ein Netzwerk in seiner Entwicklung mindestens ebenso sehr wie die es ermöglichenden Technologien: Der rein technologische Standpunkt erlaubt keine Voraussagen über die sozialen Wirkungen der Anwendung von Technologien.

Eines der wichtigsten Themen, das sich durch alle Beiträge zieht, ist ohne Zweifel die *Frage nach der Macht* in Netzwerken. Netzwerke werden sowohl als Macht erhaltende oder Machtkreierende Phänomene beschrieben (Gabriele Jancke), aber auch als Phänomen und Strategie antihegemonialer Bestrebungen. In letzteren Standpunkten figurieren Netzwerke wie die *peer-to-peer*-Systeme (P2P) für Musikdownload als Beispiel nicht-hierarchischer Organisation (Marc Ries, auch: Gábor Vályi und Vesna Mikić). In den ersteren Statements können Netzwerke horizontale Strukturen sein, die helfen, nach oben, unten und außen abzugrenzen, z.B. Frauen, Juden und Arbeiter zu einem mittelständischen Netzwerk von Klubmitgliedern nicht zuzulassen (wie bspw. im Beitrag zum Wiener Musikleben von Cornelia Szabó-Knotik). In diesem Fall kommt die Vertikalität außerhalb des Netzwerks ins Spiel. Die Anmerkung, dass es auch in P2P-Netzwerken Machtkonzentrationen gibt, z.B. von Usern, die besonders viele Musikstücke zur Verfügung stellen können, zeigt, dass die Machtfrage nicht einfach mit einem Trennstrich gelöst werden kann, sondern sehr detailliert behandelt werden muss. Als Fazit könnte gelten,

dass Netzwerkstrukturen nichthierarchisches Potenzial in sich bergen, das aber nicht ohne zielgerichtete Anstrengungen und auch nicht in idealem Maß verwirklicht werden kann.

Obgleich das Internet an prominenter Stelle das Konzept des Netzwerks zur Verfügung stellt, muss sich jede Forscherin und jeder Forscher, die oder der hiermit arbeitet, der Frage stellen, ob es sinnvoll ist, das Internet als Metapher für beliebige soziale Phänomene zu betrachten – dies schon deshalb, weil das WWW eigentlich kein Raum des unkontrollierten Informationsflusses ist. Es zeigt sich, dass es irreführend sein kann, Netzwerke unabhängig von ihren Ressourcen zu diskutieren, weil sonst die Betrachtung der Struktur zum Selbstzweck verkommt, wobei die Funktionsweise des Netzes in ihrem ökonomischen und sozialen Kontext aus dem Blick gerät. Hannes Leidingers Plädoyer gegen einen Netzwerkbegriff als neues Etikett für ein altes Konzept, der lediglich bestehende Machtverhältnisse kaschieren soll, und für eine Betrachtungsweise, in der die Brüche im Mittelpunkt stehen, kann als Zusammenfassung vieler Diskussionspunkte betrachtet werden, welche auf der Erhaltung der Fluidität und Dynamik der Realität in ihrer Beschreibung bestehen.

Nichtsdestotrotz kann das Internet beim Stand der Dinge weder außer Acht gelassen, noch ihm die Fähigkeit zur produktiven Diskursveränderung abgesprochen werden. Dass hierbei in der Übertragung von Vokabular, »Ontologie« und Systematik des Internet auf grundsätzlich unterschiedene und nicht-mechanisch strukturierte Netzsysteme viel an Idealisierung, Glättung und Verstellung betrieben wird, da die meisten der NetzforscherInnen v.a. als UserInnen und nicht als DesignerInnen von elektronischen Netzwerken mit dem Phänomen vertraut sind, steht außer Frage. Herbert Hrachovec bildet mit Thomas Burg, Viktor Bedő, Gábor Valyi und Báalazs Bodo eine der Ausnahmen und beschäftigt sich infolge dessen in seinem Beitrag mit Internet-Protokollen und den Spezifika und Regeln derartiger Datenkommunikation. Bei genauer Beobachtung kann sich erweisen, dass diese Protokolle unterschiedliche Sozialabläufe induzieren und die verschiedenen Buchstabenfolgen/Akronyme auch für durchaus differente Kommunikationsweisen stehen: NNTP, SMTP, IRC, HTTP und RSS haben mit Usenet, E-Mail, Chat, WWW und Newsfeeds zu tun. Das, was man in diesen Zusammenhängen »Netzkultur« nennt, entsteht somit an der Schnittstelle zwischen technischen Details und Kommunikationsformen, d.h. auch: Gruppenfantasien.

Thomas N. Burg unterscheidet Netzwerke 1. Ordnung = Radioübertragung; Netzwerke 2. Ordnung = Faxgeräte sowie Netzwerke 3. Ordnung = Internet. Auch in diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach der Kontrolle sowie der Regulierung von Informationen. Burg verweist auf die Gefahr der Fragmentarisierung, die die Dekonstruktion zwangsläufig mit sich bringe: So habe William Gibson die tägliche Veröffentlichung kurzer textueller Fragmente aus seiner Feder wieder eingestellt, da er dadurch nicht mehr die Zeit zur Arbeit an einem zusammenhängenden Text habe. In diesem Kontext wäre eine diskursanalytische Erforschung der Frage, wie ein Text seine semantische Struktur konstituiert, und ob in kurzen Fragmenten eine Textrichtung vorhanden sei, die demgemäß die Struktur definiert, sicher angebracht.

Auch die *Situation von WissenschaftlerInnen* in einer Phase der neoliberalen Deregulierung bildet einen nachhaltigen und ebenso lebenswichtigen wie -bedrohlichen Diskussionpunkt. Netzwerke gaben ja nicht nur ein Beschreibungsobjekt der Konferenz ab, sondern waren gewissermaßen auch deren Subjekt: Ging es doch auch darum, an einem Netzwerk zu arbeiten und über die Beschaffenheit bestehender Netze nachzudenken, in diesem Fall vornehmlich von Wissenschaftsnetzwerken. In Anelia Kasabova-Dintchevas Beitrag etwa kommen die Probleme gegenwärtiger Wissenschaftspolitik explizit zur Sprache, mit den nach wie vor bestehenden Männerbünden, eng verzahnten Tendenzen wie Kollektivierung, Flexibilisierung, Interdisziplinarität ohne Kritik sowie Konkurrenz und schließlich die zunehmende soziale Unsicherheit von WissenschaftlerInnen in vielfach gebrochenen Patchworkkarrieren, auch und v.a. in den postsozialistischen Ländern. Kasabova-Dintcheva stellt die provokative Frage, ob bei wissenschaftlichen Netzwerken nicht allzu häufig schlicht der Kampf um materielle Ressourcen im Vordergrund steht, was der Herausbildung von geschlossenen Gruppen Vorschub leistet und zu einer Tribalisierung der Wissenschaften führt. Marc Ries hebt die räumlichen und zeitlichen Kategorien innewohnenden Gegensatzpaare der Nacheinanderordnung zu Gunsten einer Nebeneinanderordnung auf – nicht in hierarchisch geordneten Modellen sollen Elemente zueinander in Beziehung treten, sondern in egalitären, P2P-Beziehungen stehen, – eine Sichtweise, die Anelia Kasabova-Dintcheva für den Wissenschaftsbetrieb als Zukunftsvision mitträgt. Auch die Finnougristik sieht sich mit schwindenden Ressourcen und abnehmendem

Interesse an ihren Inhalten konfrontiert. Den Problemen des substanziellen Zusammenhangs von Information und Interesse und der verminderten Zugänglichkeit zu diesen Informationen, aus denen die Stasis und das Zerbrechen des wissenschaftlichen Netzwerkes resultiert, begegnet die Wiener Finnougristik mit dem »Gang ins Netz«, der möglichst demokratischen Verfügbarmachung von Texten und anderen Informationen im WWW. Die zersplitterte Situation einzelner Disziplinen und von WissenschaftlerInnen und AktivistInnen insgesamt erfordert offenbar überall auf der Welt, v.a. aber in der schwierigen Situation in den transitorischen Ländern, in denen teilweise zivilgesellschaftliche Netzwerke nicht oder anders funktionieren, als in den sog. Vorbildländern (Raya Staykova), die erhöhte Notwendigkeit der Etablierung von Netzwerken jedweder Art.

Netzwerke fungieren also auch als kulturpolitisches (Andrea Hurton), gesellschaftspolitisch-aktivistisches Forum (Helga Köcher) und wissenschaftspublizistisches (Gerald Lamprecht und Roman Urbaner sowie Ulla Pape) Instrumentarium. Implizit oder explizit stellen sich hier ganz ähnliche Fragen – nach der Beschaffenheit, nach dem Wesen von Netzwerken: Sind sie organisch gewachsen, bilden sie feste Positionen aus – oder stehen die einzelnen Elemente in einem dynamischen Gleichgewicht zueinander, in einem System, das nach Ausgleich strebt? Liegt die Hierarchisierung, die sich durch einzelne, deutlich höher vernetzte/verknüpfte Knotenpunkte, sog. Hubs ergibt, nur in der Art der Darstellung begründet, oder existieren im Netzwerk wichtigere und weniger wichtige Knotenpunkte? Kann man dann noch von einem Netzwerk sprechen, oder muss das Bild in diesem Fall nicht anders gewählt werden? Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Frage nach der Funktionalität des Netzwerks: Funktioniert es optimal unter hierarchischen oder egalitären Bedingungen? Inwieweit lässt sich der technische Fortschritt (wie bspw. ein komplexes Content-Management-System, wie es bei den sog. Weblogs zum Tragen kommt) für die Schaffung möglichst gleicher (Kommunikations-)Bedingungen nutzen?

Viele Beiträge beschäftigen sich mit dem Einfluss von Netzwerken auf ihre aktiven wie passiven PartizipantInnen. Marc Ries führt die Idee des Netzwerks als Marktplatz von Humanressourcen ein, den jede/r aufsucht, um etwas zu geben und zu nehmen. Eines der »Güter«, das innerhalb dieser Struktur angeboten und angenommen wird, besteht in der *Rollendefinition* und *Selbstidentifikation*, wie sie von Netzwerken angeboten werden.

Netzwerke bieten Strukturen an und sind selbst welche, in denen Hubs – die aus Individuen oder Gruppen bestehen können – zahlreiche Knoten miteinander verbinden. Diese Verbindungen werden v.a. über den Fluss und Austausch von Wissen und Information definiert. Im sozialen Kontext kann diese Organisation von Knoten, Hubs und Verbindungen eine besonders wünschenswerte Ordnung oder ein Sicherheitsnetz bieten. Individuen können eine spezifische Rolle, die ihrer Position innerhalb des Netzwerks entspricht, einnehmen, sogar, wenn diese mit jeder Veränderung des Netzwerks, innerhalb dessen sich die Verortung von Knoten und Hubs beständig verändert und Verbindungen gelöst und wieder verknüpft werden. Das Ego-Netzwerk einer einzelnen Person kann in erster Linie auf der Erfüllung bestimmter politischer oder professioneller Bedürfnisse gegründet sein, aber in zweiter Instanz geschieht die Identifizierung über die Partizipation in und an dieser Gruppe, besonders, da die Rolle oder der spezifische Ort im Netzwerk (sei er näher an der Peripherie oder näher bei einem Hub) ein Leben in Hinsicht auf Bekanntschaften, Ausstattung oder Verfügbarkeit von Grund auf verändern kann. So verhandelt Getraud Steiner-Daviau das soziale Netz der Hollywood-Immigranten in den 1930er Jahren, führen Karen Virag und Juliet Kershaw die Briefe ihrer Großeltern zwischen 1938 und 1945, welche die Vernichtung jüdischer Identität und die subnationale und halb erzwungene, halb mitgetragene Identifizierung als nichtjüdisch bezeugen, als Anknüpfungspunkt für Familien- und weiter greifende Netzwerke vor, und die Studie, die von László Letenyi, Eliza Eranus und Sarolta Lang in ländlichen Gebieten Ungarns zur Verteilung und Zugänglichkeit von Computern, Internet und Software durchgeführt und hier vorgestellt wurde, zeigt, dass nicht allein die pure Teilhabe an einem Netzwerk, sondern auch der Ort, den man innerhalb dessen einnimmt, wichtige Effekte zeitigt. Auf abstrakterer Ebene beschäftigt Karin Harrasser die erzählerisch-ordnende Konstruktion eines Ego-Netzwerks in der Biografie und in Briefen, während Florian Oberhuber sich den bewusst gesteuerten Netzwerksaktivitäten und der Selbstrepräsentation von WissenschaftlerInnen auf Konferenzen als temporären Hubs zuwendet.

Die in die Gesellschaft eingefügte Netzwerksstruktur fungiert ebenfalls als Rollen vermittelnde Struktur, wobei die Zugehörigkeit zu einem Netzwerk das Selbstbild so sehr wie die Außenwirkung auf die »Anderen« stärken kann. Dies wird besonders in den Beiträgen, die sich mit Grenzräumen und -regionen beschäftigen, offenbar (Angeles Espinaco-Virseda, Andriy Zayarnyuk, Christoph Augustynowicz). Die Grenzen müssen nicht unbedingt geografische sein, sondern können durch jede Gesellschaft entlang von politischen, ökonomischen, sozialen und weiteren Strata verlaufen. Andriy Zayarnyuk hält fest, dass die Bildung von geschlossenen Netzwerken in verschiedenen sozialen Schichten in Galizien im Jahr 1886 zu einer politisch-revolutionären Atmosphäre führte. Der Zugang zu Netzwerken hing bereits wesentlich an der nach außen gewandten Identität als Vertrauensbasis ab, von Merkmalen wie dem Herkunfts-ort, der Sprache inklusive des Akzents, sowie von Beruf u.v.a.m. Als besonders mächtige – und seltene – Hubs versteht man z.B. solche Personen, denen es möglich ist, zwei verschiedenen Mustern von Identität zu entsprechen und deshalb einen Link über Grenzen hinweg bilden können – wie bspw. ein Intellektueller in seinem Heimatdorf dies vermag, dessen Teil er trotz des Wechsels in eine andere soziale Schicht als »einer der Unseren« verblieben ist. Soziale Netzwerke mit Identitätsstrukturen erfordern einen ziemlich hohen Grad an Geschlossenheit gegenüber den »Außenseitern«, um die Funktion der Identitätssicherung und -wahrung zu erfüllen, wobei »der Andere« klar definiert wird. Eine prekärere Art solcher Identifizierungsstrategien in negativer wie positiver Hinsicht beschäftigt Maciej Czerwiński, der sich der linguistischen Herausbildung einer westlich orientierten kroatischen Identität zuwendet. Auch Tzveta Sofronieva untersucht Ein- und Ausschlussstrategien auf linguistischer und semantischer Basis und diskutiert »Verbotene Worte«, Worte, die für die Identität einer Gruppe oder einer Nation von immenser Bedeutung sind. Sie spürt den Kollisionen dieser Worte in der Übersetzung als Kulturvermittlung und -transfer nach, wobei sie Wert auf die Grenzen der Verständlichkeit und Übertragbarkeit legt.

Einige Beiträge zu Migrationserfahrungen heben den Aspekt der Verlinkung hervor sowie die Art, wie von Grund auf geschlossene Netzwerke durch ihre TeilnehmerInnen geöffnet werden können, was tiefgreifende Auswirkungen auf die gesamte Gemeinschaft hat. Ukrainische EmigrantInnen (Natalya Shostak) hinterlassen in ihren alten Netzwerken wie den Dorfgemeinschaften einerseits Lücken, bilden zugleich aber auch neue Verbindungen und neue Netzwerke innerhalb ihrer neuen Umgebung in Übersee, wobei sie auch einen Link zurück in das alte Netzwerk offen halten. Über diese neuen Links etablieren sich neue Migrationswege, und Bräuche und Ideen beginnen ebenso wie Geld, das eine Veränderung der sozialen Gegebenheiten bedeutet, entlang dieser neuen Wege zu fließen.

Wie sehr solche Identifikationsnetzwerke durch die Wahrnehmung der Abstammung und die Definition des Anderen in einem bestimmten Kontext abhängen, wird ebenfalls im Zusammenhang mit Rückwanderungsbewegungen anhand von griechisch-amerikanischen Beispielen von Anastasia Christou berührt. Während die Identifikation für in den USA geborene Kinder über die griechische Gemeinde stattfindet, führt trotz dieser Einbindung in das Immigrantennetzwerk die Rückkehr in das Heimatland zur Erfahrung tiefer Unterschiede zwischen den Lebenswelten dieser beiden offensichtlich oder vorgeblich identischen Gemeinschaften. Auch hier ist der Grad des »Othering« von höchster Bedeutung: Die Immigrantengemeinde muss sich weit strikter, expliziter und ausschließlicher definieren, entweder, indem sie sich selbst als den Anderen bestimmt oder eine Grenze gegenüber der Anderen Gemeinschaft, in der ihre Mitglieder selbst leben, zieht, wohingegen die griechische Gemeinschaft in Griechenland weit weniger daran gebunden und daher freier für Re-Interpretationen und das Aufgeben oder Öffnen bestimmter Merkmale ist. Die Definition des Anderen und die Grenzziehungen hängen stark von der Größe und Reichweite eines Netzwerks oder einer Gemeinschaft ab, in die diese kleinere eingegliedert ist. Aus diesem Kontext herausgerissen zu werden, stellt eine ernsthafte Konfrontation mit der eigenen Identität dar. Dieser Transfer von Gewichtungen trägt ebenso viel zur wesenseigenen Veränderlichkeit von Netzwerken in Zeit, Ort und Zusammensetzung bei wie im Fall der geografischen Migration. Hier ermöglicht die beständige Bewegung im Netzwerk, dass neue Einflüsse entstehen, und diese fordert ebenso die bestehenden oder ursprünglichen Muster und Werte immer wieder heraus. Emigration, Immigration und Remigration stellen nicht nur die im ersten Netzwerk gebildeten Identitäten, sondern auch diejenigen, die am Migrationsort in den Hubs entstanden sind, auf den Prüfstein. Vor allem der Zusammenstoß vom Ausgangs-Hub und den neuen Hubs bspw. bei der Remigration kann für Migranten eine große Herausforderung bedeuten, wenn sie sich mit einer Diskrepanz zwischen

der vermeintlichen und der tatsächlichen Wichtigkeit ihrer eigenen Informations-Flows und -Verbindungen gegenübersehen.

Als Individuen sind wir an Kontexte gebunden, die wir zur Selbstrepräsentation und zur Erreichung unserer erklärten Ziele benötigen. Die verblüffenden Ähnlichkeiten zwischen Gabriele Janckes Vorstellung der Patronage-Networks des 16. Jahrhunderts und der Erfahrung eines gegenwärtigen »akademischen Dorfes«, innerhalb dessen häufig genug die Beziehungen das Sein ausmachen, zeigen die Beständigkeit und Kontinuität solcher Formationen – hier wie zu vielen anderen Gelegenheiten wird das Konzept des Netzwerks als ein neues Merkmal unserer Gegenwart ernsthaft in Frage gestellt. Neu sind hingegen die Möglichkeiten, derartige Vernetzungen in ihrer Komplexität wie Eigengesetzlichkeit zu untersuchen und darzustellen. Die Konferenz sollte u.a. genau hier einen Beitrag leisten.

Dr. Wladimir Fischer (1968) studierte südosteuropäische Geschichte, Sprachen und Kulturen, Forschungen zum frühneuzeitl. Sprachgebrauch, dem Entstehen der Vorstellung von einer europ. Peripherie in der Aufklärung und der Konstruktion moderner Identitäten mittels kultureller Stereotype sowie zur urbanen Migrationsgeschichte. Mitherausgeber von *spacesofidentity.net*.
Kontakt: wladimir.fischer@spacesofidentity.net

Mag. Annette Höslinger-Finck (1967) studierte Germanistik und Slawistik in Bonn, ab 1988 in Wien Germanistik, Bohemistik u. Russistik; Fachgebiet: deutsch-tschechische literarische Beziehungen im Mittelalter. 1996-2003 Redaktionsassistentin der *Österreichischen Osthefte*, seit Sept. 2003 Redakteurin bei *Kakanien revisited*.
Kontakt: annette.hoeslinger-finck@kakanien.ac.at

Mag. Amália Kerekes ist wissenschaftliche Assistentin im Germanistischen Inst. der Eötvös-Loránd-Univ. Budapest. 2001-2003 Mitarbeiterin des Forschungsprojekts *Herrschaft, ethnische Differenzierung und Literarizität*. Dissertationsprojekt über das Spätwerk von Karl Kraus.
Kontakt: kerkes@cenex.net

Nadežda Kinsky, M.A., Studium: Zeitgeschichte und Politische Philosophie, Nation and Post-Soviet Studies an der London School of Economics und in Boston. Arbeiten v.a. zum Thema Sprache und Identität im post-sowjetischen Raum. 2000-2002 als Managing Editor bei *eurozine – the netmagazine* tätig; Übers. und Redaktion in den Bereichen Wissenschaft, Kunst und Architektur. Seit Oktober 2003 Redakteurin bei *Kakanien revisited*.
Kontakt: nadezda.kinsky@kakanien.ac.at

Dr. Peter Plener ist seit 1993 Lektor an den Univ. Wien und Budapest, 1999 Promotion. 1999/2000 Projektmanagement für t-Systems, seit 2001 Leitung der Internet-Plattform *Kakanien revisited*. Seit 2002 Mitglied der Arbeitsgruppe *Kulturwissenschaft und Cultural Studies* (Univ. Wien). Im Wintersemester 2003/04 Gastdozent an der ELTE Budapest. Kontakt: peter.plener@kakanien.ac.at

Mag. Ursula Reber, Studium der Klass. Philologie, Germanistik, Philosophie, Religionswissenschaft und Indologie an der Philipps-Univ. Marburg; z.Zt. Research Fellow am Wirth-Inst. for Austrian and Central European Studies, Univ. of Alberta, Edmonton; seit 2001 Redakteurin der Internet-Plattform *Kakanien revisited*; Dissertationsprojekt: *Bildverschleifungen. Zu einer Theorie der Metamorphose/n* an der Univ. Wien. Mitarbeit bei diversen wissenschaftlichen Projekten; Publikation zu imaginären Geografien, Konzept von »Adiáphora«, National- und Identitätsdiskursen in literarischen Werken, zu fantastischer Kunst und Literatur sowie zur Metamorphose als Schnittpunkt von Bild- und Textdiskurs.
Kontakt: usha.reber@kakanien.ac.at